



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wustmann, G.: George Grote.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

George Grote.

Im Sommer 1871 brachten die Zeitungen aus London die Kunde von dem Tode des großen englischen Geschichtsschreibers George Grote, des Verfassers der berühmten und epochemachenden „Geschichte Griechenlands“. In Deutschland schwelgte man damals in „Truppeneinzügen“, und so blieb, was in gewöhnlichen Zeiten unmöglich gewesen wäre, die Nachricht ziemlich unbeachtet; wir erinnern uns wenigstens nicht, daß irgend eine deutsche Zeitschrift damals ein Wort zu Ehren Grote's übrig gehabt hätte. Erst jetzt, nachdem drei Jahre darüber hingegangen, ist das Andenken an ihn erneuert worden. Grote's Frau, Harriet Grote, in England wohlbekannt als die Verfasserin von einem „Leben Ary Scheffer's“ und von „Gesammelten Schriften“, gab im Frühjahr 1873 ein Buch heraus, in welchem sie versucht, aus persönlichen Erinnerungen, Tagebüchern und Briefen ein Bild von dem äußeren Lebensgange ihres Mannes zu entwerfen*), und dieses Buch, dem in England der größte Beifall gezollt worden ist, liegt seit wenigen Wochen auch in einer deutschen Uebersetzung vor.***) Sicherlich werden viele mit lebhafter Freude nach dieser Uebersetzung greifen. Denn wenn auch Grote's wissenschaftlicher Ruhm schon seit drei Jahrzehnten in Deutschland begründet ist, wenn sein grandioses Geschichtswerk längst auch bei uns Grundlage und Ausgangspunkt aller auf griechische Geschichte sich erstreckenden Studien bildet, über sein Leben war und blieb man im allgemeinen auf spärliche Nachrichten beschränkt. Man wußte, daß Grote in der Gelehrtenwelt eine um so wunderbarere Erscheinung sei, als er — zwar kein Unicum, aber doch eine extreme Rarität — in einer Person den Gelehrten und den Kaufmann vereinige; seine Bedeutung nach einer dritten Seite hin, nämlich als Politiker, werden wenige gekannt haben, geschweige denn, daß über die Entstehung seiner Werke, über

*) The Personal Life of George Grote. Compiled from family documents, private memoranda, and original letters to and from various friends. By Mrs. Grote. London, Murray, 1873.

**) George Grote. Sein Leben und Wirken aus Familienpapieren, Tagebüchern und Originalbriefen zusammengestellt von Harriet Grote. Autorisirte deutsche Uebersetzung von L. Seligmann. Leipzig, F. A. Brockhaus 1874.

seinen ganzen merkwürdigen Entwicklungsgang, seinen Charakter und seine Anschauungen irgend welche Kunde verbreitet gewesen wäre.

Harriet Grote's Buch, welches bestimmt ist, diese Lücke auszufüllen, gehört zu jener Mischklasse biographischer Litteratur, die in unserer Zeit in auffälliger Zunahme begriffen ist. Niemand will, wie es scheint, mehr eine wirkliche Biographie schreiben: ein Buch aus einem Guße, nach allen Seiten hin durchgearbeitet, künstlerisch abgerundet, stilistisch ausgefeilt. Ein Bündel Briefe nach ihrem Datum zu ordnen, ein paar Tagebuchblätter zum Abdrucke zu bringen und zwischen diese Briefe und Tagebuchblätter ein wenig „verbindenden Text“ zu schieben, das ist unlängbar bequemer; der Leser mag selber zusehen, wie er aus all dem bunten Kram sich die brauchbaren Stücke zu einem einheitlichen Bilde herausucht. Die Furcht vor der Mühe, die wir so gerne denen vormwerfen, die mit der Hand arbeiten, hat ohne Zweifel auch die Kreise der Geistesarbeit ergriffen; unsere litterarische Production krankt entschieden an der Sucht nach möglichster Mühelosigkeit; ein Beweis dafür ist das Ueberhandnehmen solcher Conglomerate. Freilich würde es unbillig sein, die Arbeit von Harriet Grote mit jenen bequemen Gemengseln schlechtthin auf eine Stufe zu stellen. Die Verfasserin ist eine hochbetagte Frau, der alle Gebildeten es aufrichtig Dank wissen werden, daß sie, der Last ihrer Jahre ungeachtet, sich noch der Mühe unterzog, Nachrichten über das Leben ihres Mannes, die nur sie — und wer weiß, wie lange noch? — zu geben im Stande ist, zu veröffentlichen. Dennoch kann man den Wunsch nicht unterdrücken, daß ihr Buch nicht durch eine wörtliche Uebersetzung, sondern durch eine geschickte und — wesentlich verkürzte Bearbeitung dem deutschen Publikum zugänglich gemacht worden wäre.

Die Verfasserin hat, wie gesagt, nichts weniger als eine Biographie ihres Mannes gegeben. Der ganze Stoff ist nach Art eines Jahrbuches oder einer Chronik eingetheilt. Um die letzten 38 Jahre von Grote's Leben zu schildern, schreibt Harriet 30 Capitel! Man kann also fast sagen: So viel Jahre, so viel Capitel, und wirklich steht über jedem Capitel eine Jahreszahl als Ueberschrift. Ist eine äußerlichere Auffassung eines Lebenslaufes wohl denkbar? In der That ist die Darstellung derart zerstückelt, daß Ereignisse, die hinter einander verzeichnet sind, meist in gar keinem Zusammenhange stehen, dagegen das sachlich Zusammengehörige aus den verschiedensten Capiteln herbeigeht und manchmal der Zusammenhang geradezu errathen werden muß. Die Darstellung von Grote's parlamentarischer Thätigkeit z. B. bewegt sich in so aphoristischen Andeutungen, daß sie vermutlich selbst für einen englischen Leser, wenn er nicht eine ausführliche Geschichte des englischen Parlaments zur Seite hat, kaum verständlich sein wird. Sie und da sind wieder Briefe und Tagebuchnotizen eingeschaltet, die mit der Dar-

stellung in keinem anderen Zusammenhange stehen als dem, daß sie eben aus der Zeit stammen, bei der die Erzählung gerade angelangt ist. Da hilft sich dann die Verfasserin, äußerlich genug, durch Wendungen, wie: „Ich finde in meinen Notizen folgende Angabe“ oder „Ich füge hier folgenden Brief ein“ und ähnliches. Ueberhaupt nimmt dieser „verbindende Text“ sich manchmal herzlich unbeholfen aus. Eine Stelle, wie die folgende z. B., in der drei Sätze hinter einander mit demselben Subjecte anfangen: „Sie erreichten Paris am Abend des dritten Tages, nachdem sie zwei Nächte unterwegs geschlafen hatten. Sie reisten, um Ausgaben zu vermeiden, ohne alle männliche oder weibliche Bedienung. George und seine Gattin beabsichtigten nur eine Woche in Paris zu bleiben“ klingt wirklich wie der erste schüchterne Versuch einer Stilübung. Ferner wäre zu berücksichtigen gewesen, daß vieles in dem Buche nur für englische Leser bestimmt ist. Eine Menge von Personen werden vorgeführt, eine Menge Vertlichkeiten genannt, die in Deutschland kein Mensch kennt, und sie werden eben nichts als vorgeführt, es wird uns keinerlei Interesse für sie eingeflößt. Ebenso wird in den mitgetheilten Schriftstücken nicht selten auf Personen, Vorfälle oder litterarische Erscheinungen angespielt, bei denen der deutsche Leser schlechterdings wenigstens ein Wort der Erläuterung erwartet. Endlich aber — und das ist der Hauptgrund, weshalb eine Bearbeitung vor einer Uebersetzung den Vorzug verdient hätte — ist der eigentliche Kern des Buches, das Leben Grote's, unter einem unsäglichen Ballast der untergeordnetsten Kleinigkeiten förmlich begraben. Man sagt, in England könne kein Landpfarrer sterben, ohne daß sofort nach seinem Tode sich irgend einer hinsetze und eine dicke Biographie des seligen Biedermannes schreibe. Von einer solchen Landpfarrerbiographie mag wohl jedes biographische Werk der Engländer etwas an sich haben: das ermüdende Verweilen bei Erlebnissen, denen alles Charakteristische fehlt, die jeder andere auch erleben kann, und die nur für die allernächsten Freunde des Betreffenden Interesse haben können; und dies wird um so mehr der Fall sein, wenn, wie z. B. bei Dickens, der Autor der Biographie ein intimer Freund, oder, wie im vorliegenden Falle, gar die Frau des Verstorbenen ist. Harriet hing an ihrem Manne mit zärtlicher Liebe und mit strahlendem Stolze; von seinen Briefen sagt sie einmal, man könne auf sie anwenden, was de Burigny von den Briefen des Hugo Grotius sage: „Sie können wie Werke betrachtet werden. Die Sammlung, die wir von ihnen besitzen, ist ein Schatz, nicht allein für die allgemeine, sondern auch für die Litteraturgeschichte“ — angesichts der mitgetheilten Proben unläugbar eine Uebertreibung. Während sie in der ersten Hälfte ihres Buches immer von „Mr. George Grote“ spricht, nennt sie ihn in den späteren Partien mit Vorliebe: „der Historiker“, „der Vicekanzler“, ein paar mal sogar „mein berühmter Gatte“. Durch langjährige gemeinsame Geistes-

arbeit aber war sie so mit ihm verwachsen, daß sie schließlich entschieden nicht mehr im Stande war, ihr Wesen und sein Wesen auseinanderzuhalten; beide sind eins, und wenn Grote der „berühmte Gatte“ ist, so erscheint sie sich selbst, darüber kann kein Zweifel sein, als die berühmte Gattin. Daher kommt es, daß in dem Buche mindestens eben so viel von Harriet als von George Grote die Rede ist, und da die Verfasserin z. B. seit langen Jahren an nervösem Kopfschmerz leidet, so hält sie es für ihre Pflicht, Jahr für Jahr über den Grad ihrer neuralgischen Beschwerden ebenso gewissenhaft Bericht zu erstatten, wie über die Fortschritte von Grote's „Griechischer Geschichte“. So drängt sich durch das ganze Buch das Kleine anspruchsvoll neben das Große; neben werthvollen, aber nur für den Fachgelehrten verständlichen philologischen Erörterungen Grote's über irgend eine Stelle des Thukydides oder Aristoteles erscheinen immer und immer wieder Nachrichten über Reisen in die Provinz oder nach dem Continente, über Wechsel des Aufenthalts und der Wohnung — und das Grote'sche Paar hat ein wahres Nomadenleben geführt — über Besuche, die gemacht, und Gäste, die empfangen worden sind, bei der bekannten englischen Gastfreundschaft natürlich ebenfalls ein endloser Stoff zum Erzählen, sogar über Mittag- und Abendessen und die dabei gepflogene Unterhaltung, kurz über Dinge, für die selbst bei der tiefsten Verehrung vor Grote unmöglich jeder deutsche Leser Interesse haben kann. Denn auch das *humani nihil a me alienum* hat seine Grenzen.

Im Folgenden versuchen wir, die *dissecta membra* von Harriet Grote's Buch zu einem erträglich deutlichen Umriss von Grote's Lebensgang und Charakter zu verbinden, nicht etwa, — wovon wir uns ausdrücklich verwahren, — um die Lectüre des Buches überflüssig zu machen, sondern im Gegentheile, um recht dazu anzuregen. Enthält es doch auch des Anziehenden und Liebenswürdigen so viel, daß man das Unbedeutende, wenn es denn nicht anders angeht, schon einmal mit in Kauf nehmen kann.

Grote stammte von deutschen Voreltern ab. Sein Großvater Andreas Grote war um die Mitte des 18. Jahrhunderts aus seiner Vaterstadt Bremen nach London übergesiedelt und hatte dort 1766 ein Bankgeschäft gegründet; Andreas' ältester Sohn aus zweiter Ehe, in dessen Hände das Geschäft später überging, wurde der Vater des großen Geschichtsschreibers. Am 17. November 1794 wurde George Grote geboren. Mit zehn Jahren wurde er in die Charterhouse-school geschickt, mit sechzehn trat er, trotz seiner lebhaften Neigung zu weiteren wissenschaftlichen Studien, welche durch den Uebergang zur akademischen Laufbahn hätten gefördert werden sollen, auf den Willen seines Vaters in dessen Bankgeschäft ein. Aber sofort theilte sich sein Interesse zwischen den ihm angewiesenen und seinem erkorenen Berufe. Er hatte auf der Schule eine entschiedene Vorliebe für die alten Classiker gefaßt, und so

nahm er an den Tagen, an denen er, um das Geschäft zu schließen, in der City bleiben mußte, des Abends seine unterbrochenen Studien wieder auf. Daneben lernte er eifrig die deutsche Sprache, — damals noch eine große Seltenheit unter der englischen Jugend — und beschäftigte sich fleißig mit Nationalökonomie, Geschichte und Philosophie. Seine Mutter, die Tochter eines Geistlichen, huldigte den strengsten religiösen Anschauungen, der Vater ließ sie um des lieben Friedens willen gewähren, und in politischen Dingen war er selbst conservativ, von geselligem Leben im Hause war wenig die Rede: in dieser Atmosphäre wäre das Talent des jungen Grote vielleicht verkommen, wenn er nicht gleichaltrige Freunde gefunden hätte, die von demselben Streben nach jeder Art von geistigem Fortschritt beseelt waren, wie er. Von größtem Einfluß jedoch auf seine ganze geistige Entwicklung wurden Jeremias Bentham und James Mill. Bentham's Schriften begannen damals gerade ihre Wirkung auszuüben; Grote studirte sie eifrig und suchte auch den persönlichen Umgang des großen Rechtsphilosophen auf. Noch wichtiger aber wurde für ihn die Bekanntschaft mit James Mill, dem Vater von John Stuart Mill. Der eindringliche und unerbittliche scharfe Verstand, den Grote später bei all seiner Sanftmuth und Herzensgüte an den Tag legte, die ausgeprägte republikanische Gesinnung und die entschiedene Freisinnigkeit in kirchlichen Dingen, die er im reiferen Mannesalter offenbarte, sind zum großen Theil auf den Umgang und die Lehren Mill's zurückzuführen.

Die nächsten Jahre verflossen getheilt zwischen geschäftlicher und wissenschaftlicher Thätigkeit; doch blieb die letztere zunächst noch receptiv. Aus den Tagebüchern, die Grote in den Jahren 1818 und 1819 führte, um Harriet, seine damalige Braut, über seine Lebensweise und seine Beschäftigung in Kenntniß zu erhalten, und in denen er gewissenhaft seine Lectüre verzeichnete, begegnen wiederum in erster Linie nationalökonomische Schriften. Daneben zeigt sich seine Vorliebe für die deutsche Litteratur; Lessing's Laokoon und theologische Schriften, Kant's Anthropologie und Schiller's Dramen werden als gelesen verzeichnet. Zu Anfange des Jahres 1820 führte Grote seine Braut heim. Der Vater, der erst 1818 seine Einwilligung zur Verbindung mit Harriet gegeben, wiewohl Grote sie schon 1815 kennen und lieben gelernt hatte, stellte das junge Paar fürs erste so, daß sie „in bescheidener Behaglichkeit“ leben konnten. Harriet bewies von Anfang an rege Theilnahme für Grote's Studien; unaufhörlich lernte sie unter seiner Leitung und war bemüht, seinen eigenen Fortschritten nach allen Richtungen zu folgen. Häusliche Sorgen zogen sie nicht ab; das einzige Kind, das sie gebar, kam zu früh zur Welt und war nicht lebensfähig.

Im Jahre 1822 traten die ersten Anfänge der „Griechischen Geschichte“ hervor. „Ich stecke gegenwärtig tief in Griechenlands sagenhaftem Zeitalter“,

schreibt er im Januar 1823 an einen seiner Jugendfreunde, und in den Aufzeichnungen über seine Lectüre vom December des vorhergehenden Jahres erscheinen auch Pausanias, Diodor von Sicilien und Wolf's „Prolegomena zum Homer“. Aber schon äußert sich auch sein scharfer kritischer Verstand: „Ich bin völlig erstaunt zu sehen, mit welcher außerordentlichen Eier und mit welchem Leichtsinne die Menschen etwas behaupten, glauben, noch einmal behaupten und Glauben finden. Die Schwäche ist offenbar eine nahezu allgemeine.“ Das Verdienst jedoch, Grote dazu angetrieben zu haben, daß er selber eine neue „Geschichte Griechenlands“ schrieb, nimmt aus Bestimmteste Harriet für sich in Anspruch. Als sie im Herbst des Jahres 1823 fortwährend im häuslichen Kreise das Thema der griechischen Geschichte erörtern hörte, sagte sie endlich zu ihm: „Das wäre ein schöner Gegenstand für dich; ich meine, du versuchst es einmal damit“, und nach einer kurzen Zeit der Ueberlegung kam er wirklich zu dem Entschlusse, Hand ans Werk zu legen. In der geringen Muße, die das Bankgeschäft ihm ließ, widmete er sich von nun an ununterbrochen dem einmal gefaßten Plane, und doch fand er neben dem unausgesetzten Studium der Alten auch noch Zeit, gründliche Bekanntschaft mit der Litteratur der modernen Sprachen zu machen. Die ersten Früchte seines Fleißes und seines Scharfsinnes gab er in seiner Recension von Milford's „Griechischer Geschichte“, die im April 1826 in der Westminster Review erschien und zum ersten Male Niebuhr's Aufmerksamkeit auf den gleichstrebenden jüngeren Forscher lenkte. Die Absicht Grote's, im Mai 1827 nach dem Continent zu reisen und dabei in Bonn Niebuhr's persönliche Bekanntschaft zu machen, wurde wieder aufgegeben; beide, der große griechische und der große römische Geschichtsschreiber sind einander nie im Leben begegnet. Doch schon auf jene Recension hin schrieb Niebuhr 1827 an Grote: „Sie zu sehen, mich mit Ihnen über den edlen Gegenstand zu unterhalten, der Ihre Mußestunden in Anspruch nimmt, und dem gerecht zu werden Sie sich schon in so hervorragender Weise befähigt erwiesen haben, wird mir ein außerlesener Genuß sein. Wir beide können ohne persönliche Bekanntschaft wissen, daß zwischen unsern Principien und unsern historischen Anschauungen eine solche Geistesverwandtschaft besteht, daß wir berufen sind, mit einander bekannt zu werden und unsere Arbeiten zu verknüpfen. In der griechischen Geschichte, vielleicht mit ein paar Ausnahmen von solchen Punkten, zu deren Untersuchung ich geführt worden bin, habe ich von Ihnen nur zu lernen.“

Kege Aufmerksamkeit widmete Grote um diese Zeit auch dem Plane, der zuerst 1825 aufgetaucht war, in London eine Universität zu gründen, die von allen religiösen Lehren unabhängig sein, die höhere geistige Ausbildung den Händen des Klerus entziehen und so auch den Söhnen der Dissenters ermöglichen sollte. Im April 1827 wurde der Grundstein zu dieser neuen

„freien“ Universität gelegt — eines der epochemachendsten Ereignisse in der Geschichte der englischen Civilisation —, alle „philosophischen Radicalen“, wie man die Anhänger Bentham's nannte, unterstützten das Werk geistig und materiell auf das opferwilligste, und auch für Grote war die Förderung dieses Planes eine „Lieblingsarbeit“, hinter der die geschichtlichen Studien zeitweilig zurücktraten. An der politischen Bewegung zu Gunsten der Parlamentsreform, die in dieselben Jahre fällt und namentlich seit Canning's Tode mehr und mehr an Kraft gewonnen hatte, nahm Grote vorläufig keinen Antheil. Wiewohl voll lebhaftester Sympathie dafür, hatte er doch damals weder die Muße noch die nöthigen pecuniären Mittel, um mit Erfolg in die liberale Agitation eingreifen zu können. Dagegen gelangte sein Ruf als eines tüchtigen, erfahrenen und zuverlässigen Bankiers gerade damals zu allgemeiner Anerkennung.

Als Grote's Vater im Jahre 1830 starb, trat in manchen Stücken eine Aenderung ein. Grote wurde zum Haupterben eingesetzt und kam dadurch in den Besitz eines persönlichen Eigenthums von ungefähr 40,000 Pfund Sterling, vollauf genug, um das gesellige Leben im Hause Grote „auf einem etwas größeren Fuße einzurichten“. Zwar hatte sich auch schon in den Jahren 1822—1830 eine erlesene Gesellschaft geistig hervorragender Persönlichkeiten um das junge Paar versammelt: der alte Mill war mindestens einmal in der Woche der Gast des Hauses; doch erweiterte sich dieser Kreis nach des Vaters Tode zusehends. Vor allem aber wurde Grote nun, was er bisher nicht ganz gewesen war, Herr seiner Handlungen und brauchte sich nicht länger durch die abweichenden politischen Anschauungen des Vaters beengt zu fühlen. Daher trat er, wiewohl die Arbeit eines Bankiers in politisch aufgeregter Zeit doppelt beschwerlich war, die wissenschaftlichen Bestrebungen doch auch nicht zu kurz kommen sollten und überdies das Amt eines Testamentsvollstreckers für seines Vaters Hinterlassenschaft mit unvorhergesehenen Weiterungen verknüpft war, doch mehr und mehr in die Sphäre politischer Thätigkeit ein und eröffnete eine lebhafte Correspondenz mit den Vertretern der liberalen Partei in der Provinz. Es währte nicht lange, so wurde er von seinen Freunden als einer der wahrscheinlichen Führer in den heranahenden parlamentarischen Kämpfen bezeichnet. Im November 1830 kam das Whigministerium Grey ans Ruder, im März 1831 wurde die „ewig denkwürdige“ Parlamentsreform von John Russell eingebracht. Schon jetzt wurde Grote gedrängt, als Wahlcandidat für die City aufzutreten, doch sah man für diesmal noch von ihm ab. Als aber die Reform nach der Auflösung des Parlamentes im Jahre 1832 durchgegangen war, vermochte er dem Andränge der Ereignisse nicht länger zu widerstehen: im Juni 1832 trat er als Candidat für die City auf; Einführung der Ballotage bei den Wahlen, Auf-

hebung der Sklaverei, Abschaffung des Zehnten an die Geistlichkeit, Steuerreformen und was sonst die Gemüther der Liberalen damals bewegte, schrieb er auf seine Fahne, und mit einer in London noch nie dagewesenen Majorität trug er den Sieg bei den Wahlen davon.

Nun war es freilich unvermeidlich, daß die „Griechische Geschichte“ bei Seite gelegt wurde. Von der einflußreichen und wohlhabenden Classe wurde die Reformbewegung nicht unterstützt; nur die mittleren und niederen Kreise der Bürgerschaft waren es, die persönlich für die liberale Sache eintraten und wirkten. So fiel Grote und seinen Freunden eine gewaltige Arbeitslast zu. Zum Glück stand er damals im besten Manneßalter, hatte eben das 38. Jahr zurückgelegt, war rüstig und gesund, und wiewohl er keineswegs frei war von drückenden Verpflichtungen geschäftlicher Art, so hoffte er doch das Vertrauen seiner Freunde und die Erwartungen seiner Wähler zu rechtfertigen. Die Vorbereitungen zu einem Antrage auf Einführung der Ballotage beschäftigten ihn während der Zeit zwischen seiner Wahl und seinem Eintritt ins Parlament. Im März 1833 brachte er seinen Antrag ein und hielt seine „Jungfernrede“, die im ganzen Lande außerordentlichen Eindruck machte. Noch einige zwanzig Jahre später erklärte Broughton: „Ich bin mein ganzes Leben lang im Parlament gewesen, habe den Rednern des Jahrhunderts, Mr. Canning unter anderen, gelauscht, und ich bin seit langer Zeit der Meinung, daß die beiden besten Reden, die ich in diesen Räumen je gehört, folgende waren: Macaulay's Rede über die Frage des Verlagsrechts und Grote's erste Rede über die Ballotage.“ Die Reformer waren stolz auf die Erwerbung eines so geschickten Führers, die liberale Presse verkündete laut das Lob ihres neuen Kämpfers, mit einem Schlage war aus einem bis dahin unbekanntem Manne ein Mann von anerkannter geistiger Bedeutung geworden. Aber auch an anderen Debatten jener furchtbaren Reformära nahm Grote den thätigsten Antheil, und so ganz ging er in seinem neuen Wirkungskreise auf, daß die parlamentarische Thätigkeit, wiewohl sie im Ganzen für ihn, der bisher sein Leben mehr in der Gesellschaft von Büchern als von Menschen verbracht hatte, mit mannigfachen Enttäuschungen verknüpft war, ihn doch seinen wissenschaftlichen Studien untreu zu machen drohte. Als die Session von 1833 zu Ende war, schrieb Harriet mit Besorgniß in ihr Tagebuch: „Grote widmete sich nicht, wie ich ihn ernstlich ersuchte, der Förderung seiner Geschichte während des Winters, sondern überließ sich mannichfachen Streifzügen auf dem Felde der Litteratur — ein Gang, den man ihm sonst im allgemeinen nicht vorwerfen kann. Diesen Winter hat er jeder Art vermischter Lectüre nachgehungen und weniger Noten, die mit Büchern in Zusammenhang stehen, geschrieben, als er, soweit ich mich erinnere, jemals in der gleichen Periode gethan hat. Ich fürchte sehr, er wird diese Gewohnheit

planlosen Lesens fortsetzen und es beschwerlich finden, die alten Arbeiten, die er einmal mit liebevollem Fleiße und ausdauernder Energie betrieb, wieder aufzunehmen“.

Grote's parlamentarische Laufbahn reicht bis zum Jahre 1841. Auf das Detail derselben und auf die Stellung, die er den einzelnen zur Verhandlung kommenden Fragen gegenüber einnahm, näher einzugehen, würde hier zu weit führen. Wie zu Anfange, so widmete er auch in den nächstfolgenden Jahren seinem Mandat die angestrengteste Thätigkeit, namentlich durch seine Theilnahme an mannigfachen Commissionen, und da er in den zwischen den Sessionen liegenden Pausen stets genöthigt war, dem Bankgeschäfte seine volle Aufmerksamkeit zuzuwenden, so wurde ihm ein Ausflug in die Provinz oder nach dem Continent dann und wann Bedürfniß; für seine Bücher und selbst für seine Häuslichkeit blieb ihm wenig Zeit übrig. Immer von neuem nahm er die Agitation für die Einführung der Ballotage wieder auf, die ihm persönlich ganz besonders am Herzen lag. Die Sache war förmlich zum *ceterum censeo* bei ihm geworden und gehörte zu den „stehenden Gerichten“ in jeder Session, und schließlich mußte er es mit ansehen, daß die Minister sich entfernten, sobald er den Gegenstand nur zur Sprache brachte. Selbst ein Modell zu einem Ballotagekästchen wurde in Gemeinschaft mit Harriet von ihm konstruirt und in zahlreichen Exemplaren im Lande verschickt. Auch für die große Bewegung zu Gunsten der Emancipation Irlands hegte er warme Sympathie.

Mitte der dreißiger Jahre verlor die Whigpartei mehr und mehr an Boden; zahlreiche Whigs sagten sich von den Radicalen los, zogen sich in die Reihen der Conservativen zurück, und die Bemühungen der eigentlichen Radicalen, zu denen Grote gehörte, wurden immer erfolgloser. Dies steigerte sich noch seit dem Regierungsantritt Victoria's; „eine Fluth von Loyalität, schreibt Harriet ein wenig bitter, ergoß sich über die jungfräuliche Königin.“ Schon bei seiner Wiederwahl 1835 hatte Grote von den vier liberalen Candidaten Londons die niedrigste Stimmenzahl gehabt, und 1837 trug er gar bloß mit 6 Stimmen den Sieg über seinen conservativen Gegencandidaten davon. Kein Wunder, daß er allmählich entmuthigt wurde, daß sein Interesse für Politik sich abschwächte, und daß er Lust verspürte, sich seinen Studien wieder zuzuwenden. „Ich blicke jetzt nachdenklich, schreibt er im Februar 1838, zurück auf meine unvollendete griechische Geschichte. Ich hoffe, die Zeit wird bald kommen, wo ich sie wieder aufnehmen kann.“ Mehr und mehr lehrte er nun in den Pausen der Politik zu den Alten zurück. Im Jahre 1840 finden wir ihn in Platon und Aristoteles vertieft, daneben erscheint unter der deutschen Lectüre Kant's „Kritik der reinen Vernunft“. Bei der Adressdebatte 1841 sprach er zum letzten Male ausführlich im Parlament; als dann

die Neuwahlen bevorstanden, theilte er seinen Wählern seinen Entschluß mit, sich von der Vertretung der City zurückzuziehen. Höchst wahrscheinlich wäre er auch so nicht wieder gewählt worden, die Tories gelangten noch im Jahre 1841 vollständig ans Ruder.

Sobald Grote wieder otiosus war, beschloß er vor allem einen lange gehegten Plan zur Ausführung zu bringen und auf einige Monate nach Italien zu gehen; nach der Rückkehr sollte dann dauernd an dem „opus magnum“, wie es die beiden Gatten von nun an immer bezeichneten, an der „Geschichte Griechenlands“ gearbeitet werden. Nachdem er sich ein paar Monate lang mit allem Eifer dem Bankgeschäfte gewidmet hatte, um sich für die folgende Zeit entbehrlieh zu machen, brach er im October 1841 mit Harriet nach dem Süden auf. Sie reisten über Frankfurt, Nürnberg, Augsburg, München und Innsbruck nach Verona, besuchten Venedig, Bologna und Florenz und kamen im December nach Rom. Dort verweilten sie fast einen Monat und „arbeiteten hart“ an der Besichtigung der Sehenswürdigkeiten. Ende des Jahres wurde nach Neapel und den Ruinen von Pästum aufgebrochen, auf dem Rückwege nach Rom im Januar 1842 Monte Casino und seiner Klosterbibliothek ein kurzer Besuch gewidmet, und Anfang März ging es über Genua, Turin und Lyon wieder nach der Heimat. Nun wurde definitiv der Plan zu den ersten beiden Bänden der „Geschichte Griechenlands“ entworfen. Im Mai 1843 erschien in der „Westminster Review“ Grote's bahnbrechendes Essay über „Griechische Sagen und Urgeschichte“, das von der Behandlung desselben Stoffes, wie er sie in der „Geschichte“ beabsichtigte, schon einen Vorgeschmack gab. Endlich trat Grote, nachdem er bereits seit Anfang des Jahres 1843 täglich acht Stunden dem „opus magnum“ gewidmet hatte, im Sommer desselben Jahres aus dem Bankgeschäfte, dem er ziemlich 30 Jahre angehört hatte, aus, um alle seine Zeit und seine Kräfte auf das eine große Ziel concentriren zu können. Litterarischer Verkehr mit heimischen und auswärtigen Gelehrten — unter den letzteren nennen wir Böckh, unter den ersteren stand namentlich Cornwall Lewis, der Uebersetzer von Böckh's „Staatshaushalt der Athener“, seinem Herzen nahe — häufige Ausflüge nach dem Continent oder in England selbst und ein lebhafter geselliger Verkehr im häuslichen Kreise brachten die erwünschte Abwechslung und Erholung in die anstrengende wissenschaftliche Arbeit.

Anfang 1845 waren die beiden ersten Bände druckfertig, und Grote rüstete sich zur Veröffentlichung. „Es widerstrebt mir freilich, schreibt er an John Stuart Mill, den Sagenstoff zusammen mit einem so kleinen Theile der wirklichen Geschichte, wie ich in dieser ersten Partie werde geben können, zu veröffentlichen, doch es muß ein Anfang gemacht werden.“ Grote dachte daran, das Werk auf eigne Kosten drucken zu lassen, seine Frau aber machte

sich anheischig, einen Verleger zu schaffen, Murray entschloß sich zum Verlag, und so begann denn endlich der Druck. Harriet las die Correcturen, kritisirte fleißig dabei und bewog ihren Mann zu mancherlei Aenderungen und Streichungen. Im März 1846 wurden die beiden ersten Bände publicirt. Als bald darauf von allen Seiten dem Verfasser Glückwünsche zuströmten, da schien es Harriet, als ob sie einmal ein Gefühl an ihm beobachtete, „welches sich befriedigter Selbstliebe näherte und jenen undurchdringlichen Schleier der Bescheidenheit, der ihn in der Regel umgab, bisweilen durchbrach.“

Die Ausarbeitung schritt nun stetig vorwärts; es sollten immer zwei Bände auf einmal ausgegeben werden, und die beiden nächsten erschienen bereits im April 1847. Dann trat eine Unterbrechung ein. Im Frühling 1847 hatte die politische Bewegung in der Schweiz Grote's Aufmerksamkeit erregt. Die Vereinigung einer Anzahl von Cantonen zu einem Sonderbunde zum Schutze der Jesuiten und die Bekämpfung dieses Bundes durch die freisinnigen Cantone, dieß Schauspiel schien ihm eine so auffällige Aehnlichkeit mit bekannten Vorgängen in der altgriechischen Staatengeschichte zu haben, daß er beschloß, es in der Nähe zu betrachten. Er ging im Sommer 1847 nach Genf, und die Frucht seiner dortigen Beobachtungen waren die „Briefe über die Schweiz“, die erst einzeln im „Spectator“, dann auch als Buch erschienen und großes Aufsehen erregten. Im Herbst finden wir ihn wieder daheim bei seiner Arbeit. „Ich stehe jetzt bei dem Zuge des Kerkes, schreibt er seinem Freunde Lewis im October, über den natürlich nichts Neues, im eigentlichen Sinne des Wortes neu, gesagt werden kann. Und doch, wenn ich alle Stellen des Herodot durchlese und erwäge, die so viele andere vor mir gelesen haben, so kommt es mir vor, als ob ich mir von den socialen Erscheinungen jenes Zeitalters vollständigere und inhaltsreichere Vorstellungen bilde als diejenigen, welche sich in anderen Geschichten finden. Jedenfalls ist der Proceß dieser Ideenbildung und die Einkleidung derselben in Worte geistig interessant für mich, und mein Tag ist mir stets zu kurz.“ Ein Jahr später war der fünfte und sechste Band der Geschichte vollendet; Harriet selbst hatte unter Leitung ihres Mannes die Karten für diese Bände gezeichnet, doch waren sie zum Verdruß aller Betheiligten vom Holzschneider „elend verpfuscht“ worden.

Tiefer und tiefer vergrub sich Grote in seine Arbeiten. Harriet klagt im Sommer 1849, daß seine gelehrten Zwecke „so absorbirend für ihn geworden sind, daß sie ihn ebenso allen ländlichen Ideen und Erholungen wie dem Empfange von Besuchen abgeneigt machen“. Dafür rückte das „opus magnum“ auch rasch vorwärts: im März 1850 erschienen der siebente und achte Band, und im September desselben Jahres schreibt er an Lewis: „Ich bin schon über den Antalkidischen Frieden hinaus. Drei Capitel habe ich der Erzählung der Anabasis gewidmet, von der ich einzelne Theile, wie ich glaube,

unter einem neuen Gesichtspunkte dargestellt habe. Es ist ein schrecklicher Verlust, vom Thucydides getrennt zu sein, mit dem ich so lange in vertrautem Verkehr gestanden habe.“ Der neunte und zehnte Band wurden im Februar 1852 ausgegeben, und das große Werk eilte nun seinem Ende zu. Im Sommer theilte er seinem Freunde mit: „Ich stehe jetzt mitten in den philippischen und olynthischen Reden des Demosthenes. Kein Theil der Geschichte ist wegen des gänzlichen Mangels an guten historischen Zeugnissen lästiger zu schreiben gewesen.“ Was Grote nicht gehofft und worauf er gar nicht gerechnet hatte, war das, daß der Erfolg der „Geschichte Griechenlands“ auch pecuniar für ihn einträglich wurde, so einträglich, daß er sich, noch ehe das ganze Werk vollendet war, von dem Ertrage desselben in einem Park, den er kurz zuvor erworben, ein Landhaus bauen konnte; „History Hut“ taufte es die glücklichen Besitzer. Im Frühling 1853 erschien der erste Band einzeln, „unser“ erster Band, wie Harriet mehr als einmal voll Stolz auf ihren eignen Geistesantheil schreibt. „Der Stil, in dem dieser Band geschrieben ist, berichtet sie aus ihrem Tagebuche, scheint mir in einigen Beziehungen frühern Theilen des Werkes vielleicht noch überlegen. Ich selbst verwandte darauf, während er durch die Presse ging, die sorgfältigste Kritik; ich strich und fügte wieder zusammen ohne Gnade, und der Autor billigte alle meine Correcturen.“

Neben dem unverhofften materiellen Gewinn blieben auch Ehren und Würden nicht aus. Kurz nach dem Erscheinen des ersten Bandes fragte die Universität Oxford bei Grote an, ob er geneigt sei, von ihr den Grad eines „Doctor of commun laws“ anzunehmen. Darauf hin ging er nach Oxford und wurde vorschriftsmäßig mit der angetragenen Würde bekleidet. „Er war etwas nervös, berichtet seine Frau darüber, als er sich zum ersten Male in seinem Leben inmitten der dichten Schaar der Akademiker befand; seine eigne litterarische Laufbahn hatte sich in allen ihren Umständen in einer Richtung bewegt, die von derjenigen, in welcher Universitätsmänner arbeiten, so verschieden war, daß er sich wie ein Fremder vorkam, der in eine privilegierte Bruderschaft eingeführt worden.“ Von seinem zunehmenden Ruhme in Deutschland legt ein interessanter Brief Zeugniß ab, den der hochbetagte preussische Staatsminister von Schön damals an Varnhagen schickte, und den dieser einem Schreiben an Grote beilegte. Da heißt es: „Welche Trugbilder haben die Philologen uns, aus Unbekanntschaft mit dem Treiben in der Welt hingemalt! Wie sehr ist der Tod des Leonidas überschätzt worden! Dagegen haben die Philologen den Perikles bei weitem nicht hoch genug geschildert. Mir ist er jetzt der erste Grieche. Lobeck, der jetzige philologische Erzvater in Königsberg, nimmt vor Grote seine Mühe ab, und sein Colleague Lehrs beugt seine Knie. Ich möchte wissen, was Böckh, Meinecke u. s. w. zu dem Werke dieses

Londoner Bankiers sagen.“ Die Universität London hatte ihm einen Sitz in ihrem Senate angetragen, das University College und das British Museum ihn zu ihrem Mitgliede erwählt, und wenige Jahre darauf wurde er sogar zum Vizekanzler der Universität und zum Schatzmeister von University College ernannt — freilich alles Auszeichnungen und Aemter, die bei seiner Gewissenhaftigkeit auch einen beträchtlichen Theil seiner Zeit in Anspruch nahmen.

Zu Weihnachten 1855 war die „Geschichte Griechenlands“ vollendet, im März des folgenden Jahres erschien der letzte Band. Aber nur eine kurze Pause der Erholung gönnte sich der 63jährige; schon war sein unermüdlicher Forschergeist beschäftigt, das Material zu ordnen zu einem neuen Werke, das er aus der Griechischen Geschichte für einen besonderen Leserkreis ausgeschieden hatte, zu einem Werke über griechische Philosophie. Auf einem zweimonatlichen Ausfluge durch Frankreich, Oberitalien und Deutschland wurde neue Kraft gesammelt; den Gedanken, der von befreundeter Seite jetzt und später wiederholt ihm nahe gelegt wurde, Griechenland, sein „heiliges Land“, dem all sein Sinnen und Denken galt, zu bereisen, wies er von sich und mußte er wohl von sich weisen; Spuren körperlicher und geistiger Ueberarbeitung traten allmählich hervor und ließen die Ausführung dieses Gedankens nicht rathsam erscheinen. Mit dem höchsten Eifer vertiefte sich Grote nun in seine „Griechische Philosophie“. Ende 1862 schreibt er an John Stuart Mill: „Ich arbeite noch sehr hart am Plato und an den viri Socratici: ich habe mein Werk in einen Zustand gebracht, der einem fertigen ähnlich sieht, — aber in Wirklichkeit noch sehr weit davon entfernt ist“. Eine neue Auszeichnung wurde ihm 1865 zu Theil; das Institut de France ernannte ihn an Macaulay's Stelle zu seinem auswärtigen Mitgliede. Im Frühjahr 1865 erschien sein dreibändiges Werk über „Plato und die andern Genossen des Sokrates“. Doch ehe noch der Druck begonnen hatte, saß er schon wieder für ein neues Werk über Aristoteles „am Webstuhle“ — siebenzigjährig! Mit fieberhafter Hast kaufte er die Jahre aus, die ihm noch beschieden waren, um die große „Trilogie“, wie er es nannte, die er als seine Lebensaufgabe betrachtete, zu vollenden. Endlich forderte das Alter seinen Zoll. „Grote's äußeres Aussehen, schreibt Harriet 1868, hat sich während der letzten acht Monate merklich verändert, während ich in Bezug auf körperliche Anstrengung eine Abnahme seiner Leistungsfähigkeit wahrnehme, die man nicht gut bloß auf Rechnung des Umstandes setzen kann, daß er jetzt ein Jahr älter ist. Verändert er nicht seine Lebensweise, so muß, fürchte ich, ehe ein neues Jahr um ist, eine Krisis ihn ereilen.“ Noch einmal raffte sich seine Natur im Sommer 1869 empor, und es schien, als ob ihm noch eine längere Reihe von Jahren beschieden sei. Im November 1869 wurde er noch in einem Schreiben Gladstone's durch das Anerbieten der Peerswürde überrascht; er

lehnte sie ebenso höflich wie entschieden ab. Ein Zwischenfall beschleunigte endlich seinen Ausgang. Die Universität London hatte ihn dringend um sein Portrait gebeten; er entschloß sich, wenn auch mit unverhohlenem Widerstreben, einem Maler zu sitzen. Im Mai 1870 wurde das Bild begonnen, im November war der Maler fertig damit, und nur noch eine Sitzung machte sich nöthig. Hierbei zog sich Grote in dem schlechtgeheizten Atelier eine empfindliche Erkältung zu, den Anfang zu einer tückischen Krankheit, die seine Kräfte rasch untergrub. Allen ärztlichen Vorschriften und allen Bitten Harriet's ungeachtet gönnte er sich keine Schonung, brachte es nicht übers Herz, auch nur die geringste seiner Amtspflichten zu vernachlässigen und stürmte in aufreibender Thätigkeit gegen seinen Körper an. Einmal noch erfreute er sich flüchtig des wiederkehrenden Frühlings — am 18. Juni 1871 setzte ein sanfter Tod seinem rastlosen Leben ein Ziel. Der „Club“, dem er seit 1858 angehörte, beantragte seine Bestattung in der Westminsterabtei, und am 24. Juni wurden seine Ueberreste in der Nähe von Gibbon's Grabmal beigesetzt. Ein Jahr nach seinem Tode gab Alexander Bain sein unvollendet hinterlassenes Werk über Aristoteles in zwei Bänden heraus.

Grote ist sein Leben lang den Anschauungen, die er als Jüngling in der Schule Bentham's und Mill's eingefogen, unverbrüchlich treu geblieben, und dahin gehört in erster Linie seine republikanische Gesinnung. Als die Julirevolution in Frankreich ausbrach, eröffnete er sofort der Volkspartei in Paris einen Credit von 500 Pfund Sterling, und nach dem Sturze des Julikönigthums ging er selbst auf Wochen nach Paris, und das freudige Gefühl, „daß er thatsächlich in einer Republik lebe, gab ihm, wie Harriet schreibt, Anlaß zu ungewöhnlicher Erregung.“ Zwar zeigt die äußere politische Stellung Grote's das Bild einer Wandlung auf, deren Anfangs- und Endpunkt auf den ersten Blick in unversöhnlichem Widerspruche mit einander zu stehen scheinen, die sich aber als eine Folge der mit den Jahren gewonnenen praktischen Klugheit sehr wohl begreifen läßt. Schon aus dem Jahre 1840 schreibt Harriet: „Unsere radicalen Habitués fielen bei uns Beiden in Ungnade — wir gingen sogar so weit, Einladungen von Lord und Lady Holland freundschaftlich anzunehmen und mit Holland House in Verkehr zu treten, wohin zu gehen Grote früher niemals eingewilligt haben würde. Wir waren auch bei dem Balle der Königin zugegen, — auch dies, ohne daß er deshalb irgendwelche Gewissensbisse empfand.“ Seine Begeisterung für die Ballotage kühlte sich in späteren Jahren merklich ab, seine Illusionen in Bezug auf die irischen Angelegenheiten wurden gleichfalls zerstört, und im Jahre 1870 bekannte er, wenn auch mit großer Betrübniß: „Ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß es niemals möglich sein wird, Irland anders, als wie ein erobertes Land zu regieren.“ Die Peerswürde, die ihm anderthalb

Jahr vor seinem Tode angetragen wurde, lehnte er ab, aber in einer Weise, die keinen Zweifel darüber läßt, daß er sie angenommen haben würde, wenn es sein hohes Alter, seine abnehmenden Kräfte und seine beschränkte Zeit gestattet hätten. Trotz all dieser Wechsel und Wandlungen, aus denen er übrigens kein Hehl machte, ist er im geheimsten Grunde seines Herzens doch immer ein Republikaner von antikem Schnitt geblieben. Nicht minder aber hielt er an seiner religiösen Freisinnigkeit fest. An Lewis schreibt er 1861: „Die Universität von London und das University College hege und pflege ich besonders, weil sie offen den Grundsatz rein weltlichen, litterarischen und wissenschaftlichen Unterrichts — ohne irgendwelchen Bezug auf Religion — proclamiren und aufrichtig zur Geltung bringen. Am British Museum nehme ich ebenfalls warmes Interesse, weil auch hier das religiöse Element fortfällt.“

An der dreifachen Thätigkeit, die Grote's Leben umspannt, ist schon die Vereintigung derselben wunderbar genug, aber wunderbarer noch, daß er in jeder von ihnen nach dem Höchsten strebte, in jeder auch wahrhaft Bedeutendes erreichte. Freilich war dies nur möglich bei seiner riesigen Arbeitskraft, seinem beharrlichen Fleiß und jenem neidenswerthen Talent, die Zeit einzutheilen und auszunützen, welches Grote in so einzigem Maaße besaß. Trennten ihn doch selbst die Wochen der Erholung nie ganz von seinen Studien, begleitete ihn doch selbst auf seinen Ausflügen in der Regel ein Korb mit Büchern, und wenn der Tag mit neuen Eindrücken ihn bereichert hatte, so saß er des Abends heute in dem, morgen in jenem Gasthose in stiller Sammlung bei seinen stummen Reisegefährten. „Das Schnüffeln in den Buchhandlungen, schreibt Harriet von der Schweizerreise 1837, ist sein großer Zeitvertreib; aus ihnen schleppt er ganze Hände voll Zeug fort, um damit den Wagen vollzustopfen.“ Zerstreuende Neigungen kannte er wenig. Er war ein Kenner und Liebhaber schöner Pferde, wie Gottfried Hermann ein tüchtiger Reiter, und außerdem hatte er ein warmes musikalisches Interesse. In seiner Jugend hatte er länger als ein Jahrzehnt eifrig Cello gespielt, später hörte zwar die eigene Ausübung auf, aber seine Liebe zur Musik blieb ihm und tritt namentlich auf seinen Reisen wiederholt zu Tage. Mendelssohn's Anwesenheit in London kannte ihn förmlich in die Kreise der Künstlerwelt, mit Moscheles, Thalberg, Chopin stand er in persönlichem Verkehr und gewährte ihnen zum Theil gastliche Aufnahme in seinem Hause, und seine Begeisterung vollends für Jenny Lind wetteifert an Stärke und Nachhaltigkeit mit der für die Ballotage.

Unter seinen Charakterzügen steht obenan das unerschütterlichste Pflichtgefühl, die peinlichste Gewissenhaftigkeit. Aus der liebenswürdigsten Gesellschaft reißt er sich los, fährt im Wagen 500 englische Meilen nach London, giebt seine Stimme zur Parlamentswahl ab und kehrt zu seinen Freunden

zurück. Zum Vorsitzenden eines Wahlcomités ernannt, leitet er die elfwöchentlichen Verhandlungen mit einer so scrupulösen Unparteilichkeit, daß seine eigene Partei sich darüber beklagt und behauptet, mit jedem anderen Vorsitzenden würde das Comité in vierzehn Tagen fertig geworden sein. Was er auch immer Veranlassung hat zu treiben, alles faßt er mit der größten Gründlichkeit an. Gilt es, ein herabgekommenes Landgut zu heben, so vertieft er sich zuvor in die Theorie der Landwirthschaft, bittet ihn ein Freund, eine von ihm verfaßte Kirchengeschichte von mehreren dicken Bänden vor der Veröffentlichung im Manuscript einer Durchsicht zu unterwerfen, so willfahrt er auch dieser „bescheidenen Bitte“, wie Harriet in diesem Falle ausnahmsweise ironisch sagt, und sucht seiner Untüchtigkeit auf dem ihm fremden Gebiete durch den unverdrossensten Fleiß aufzuhelfen. Und wie in diesem Falle, so sehen wir ihn noch oft bemüht, die Freunde wissenschaftlich zu fördern und geistige Anregung in seiner Umgebung auszustreuen.

Hätte Grote ein hohes Selbstbewußtsein, ja sogar einen gewissen Gelehrtenstolz besessen, wer würde es nicht natürlich finden? Aber wie ganz anders war sein Wesen! Die unbegrenzte Milde und Güte, die aus den treuherzigen Augen des Jugendbildes glänzt, welches Harriet's Buche beigegeben ist, er hat sie bis ins Alter sich bewahrt, und nicht bewahrt allein, sondern gesteigert: je größer der Ruhm seines Namens wurde, desto anspruchsloser wurde der ganze Mann; an Schüchternheit fast gränzte die Bescheidenheit, die ihn zierte. Und so mögen denn die Worte Chaucer's, die Harriet Grote ans Ende ihres Buches gestellt, auch dieses kurze Charakterbild beschließen:

Er war ein werther und ein weiser Mann,
In seinem Wesen wie ein Mädchen mild,
Und seiner Ehre fleckenlosen Schild
Hat nie ein schnödes Wort getrübt:
Stets hat er Redlichkeit geübt —
Von Kopf bis Fuß ein Edelmann.

G. W u s t m a n n.

Roms Sieg über Preußen.

(Schluß.)

Durch die Uebereinkunft zwischen Bunsen und Erzbischof Spiegel vom 19. Juni 1834 schienen die berechtigten Forderungen des Staates an die Kirche vollkommen erfüllt zu sein; die Priester waren durch ihre Bischöfe ermuntert, bis an die äußerste Grenze des Zulässigen zu gehen, gezwungen konnten sie nicht werden, wenn ihr Gewissen oder ihr Glaubeiseifer sie daran verhinderte;